

Coburger Heimatkunde und Landesgeschichte“, gegründet 1920), Gruppe des Frankenbundes e. V. Seit 21 Jahren steht er als erster Vorsitzender an ihrer Spitze und hat sie bestimmend geprägt. Unter ihm wurden regelmäßige Colloquien zur Ostgeschichte und zahlreiche Vorträge zur Geschichte des Coburger Landes eingeführt und gehalten. Er selbst hat durch mehrere Beiträge die Kenntnis der Geschichte Coburgs und seiner Herrscherpersönlichkeiten erweitert. So schrieb er über die Jugendjahre des späteren Königs der Belgier, des Prinzen Leopold aus Coburg, das feinfühliges Büchlein „Im Schimmer früher Tage“. Das „Königsbuch“, das seine eigene Begegnung und Bekanntschaft mit der überragenden Person des Zaren Ferdinand von Bulgarien schildert, hat ihn weit über Coburg hinaus bekanntgemacht, ebenso seine Abhandlung „Glück und Untergang der Coburger Braganza in Portugal“, erschienen 1974. Auch auf anderen kulturellen Gebieten ist der unermüdliche Ruheständler tätig. So ist er von Anfang an Mitglied und Stellvertr. Schatzmeister der Rückert-Gesellschaft e. V., die ihren Sitz in Schweinfurt hat; die Rückert-Forschung verbindet ihn überhaupt mit jener einst Freien Reichsstadt am Main. Aktiv tätig ist er in der Coburger Frei-

maurerloge „Zur Fränkischen Krone“, ferner in der „Schlaraffia Kyborgia“ sowie im Rotary-Club. Nicht vergessen sei die Mitgliedschaft im Fränkischen Schriftstellerverband; immer wieder hat er die Mitglieder so manchen Vereins mit Lesungen aus seinen Werken erfreut. Er gehört seit 1951 zu den Trägern des Coburg-Eisfelder Heimatwerkes wie überhaupt die Pflege der Bande zwischen Thüringen und Franken ihm ein Herzanliegen war und ist. Achtung vor dem Erbe, vor der Tradition und Liebe zur Heimatstadt und zur fränkischen Heimat sind ein Wesenszug Rudolf Priesners; aus dieser Gesinnung heraus hat er auch das von den Vorfahren ererbte Haus der Hofapotheke in Coburg „zu einem baulichen Kleinod“ restaurieren lassen, das Gebäude ist eine besondere Zierde der Stadt Coburg. Auch in der Berufsorganisation mitarbeitend, war er viele Jahre Vizepräsident der Bayerischen Apothekerkammer und hat lange Apothekenhelferinnen unterrichtet. Neben der Hofapotheke hat er auch die ererbte Wein- und Likörhandlung „Zum Klosterkeller“ weitergeführt. – „Frankenland“ wünscht dem rüstigen Bundesfreund, der lange Jahre in Rußland kriegsgefangen war, weiterhin Segen, Gesundheit und Schaffenskraft. -b/-t nach CT 2. 11. 76

AUS DEM FRÄNKISCHEN SCHRIFTTUM

Meisner Michael: Mit Weinverstand durchs Frankenland. Illustrationen von Ossi Krapf. Würzburg: Stürtz Verlag 1976. 192 SS, gln., DM 18.80.

Reverendissime Domine Auctor, Vergebung, wenn ich widerspreche: Schweinfurt war doch einst die Furt am Sumpfe, am swin; ich muß es – fast von berufswegen – wissen. Freilich, ob zwischen dem Sumpfe, dem swin, und dem nützlichen Tier Schwein ein sprachlicher Zusammenhang besteht, weiß ich nicht. Schön wär's. Schön ist auch dieses Buch in warmem braun: So der Umschlag, so die Druckfarbe, so die gekonnten Bilder

Ossi Krapfs, sicher im Strich, klar, andeutend, wo dies erforderlich. Man liest es leicht, dieses flüssig geschriebene Buch, wobei viele Randbemerkungen manchmal schier schnippisch-ironisch, immer aber Aufmerksamkeit fordernd, Übersicht und Fortgang erleichtern. Ein Teil – es ist Teil 1 –, über dem steht: „Was sollte man vom Frankenwein wissen, ohne sich Weinsachverständiger nennen zu müssen“, regt die Neugier an, ja, ist geradezu Aufforderung zum Lesen. Und es lohnt sich!! Besonders die Seite, die „Der fröhliche Weinverstand“ überschrieben ist. Die übrigen Teile, führen

kaum mehr von manchen Stadtvierteln.

Der Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Denk- und Verhaltensweisen soll nur kurz angedeutet werden. In „urbs“ und „hortus“ leben Idealvorstellungen weiter. Den paradisiischen Zustand siedelte die Menschenphantasie in einem Garten an, d. h. in einem schon kultivierten Landgebiet; in der biblischen Metapher von der „Stadt auf dem Berge“ gilt diese schon früh als Hochziel. Stadt – das bedeutete in der Vergangenheit Geborgenheit, Freiheit, Selbständigkeit, breiteres Berufsangebot, soziale Aufstiegschancen, höheres Sozialprestige, rascheres Teilhaben am Fortschritt, um einige allgemeine Züge der Urbanität zu nennen. Gleichzeitig ist festzustellen, daß diese positiven Kennzeichen weitgehend auch für das urbanisierte Dorf in verkehrsgünstiger Lage gelten.

Der Sozialpsychologe Alexander Mitscherlich nennt die Stadt den „Ort der Sicherheit, der Produktion, Befriedigung vieler Grundbedürfnisse, einen Nährboden menschlicher Bewußtseinsbildung“. Als Wesensmerkmale des Negativbildes konstatiert er: „Lieblosigkeit und Fremdheit“, „Ein Haufen Fremder gräbt sich in den Wohnungen ein“. Er klagt über „die Größenordnung moderner Städte, die die Züge des Individuums auslöscht“.²

Der Nürnberger Soziologe Gerhard Wurzbacher fragt: Wie human sind unsere Städte? Er sieht den Vorgang und den Begriff „Urbanisierung“ ambivalent. Als ein Beispiel dieser Doppelwertigkeit führt er an: „Trennung von Arbeitsplatz und Familienhaushalt läßt die moderne Kleinfamilie als private Intimgruppe und als Hauptträger individueller Freizeitgestaltung entstehen.“ Dieser Rückzug auf die private Sphäre bewirke andererseits mangelnde Verantwortung für die Gemeinschaft, das Engagement fehle, aus der Vereinzelung könne Verunsicherung und Einsamkeit erwachsen.³

Im Dorf waren die Beziehungen überschaubar, gleiche, ähnliche oder gar gemeinsame Tätigkeiten boten mehr Stoff zur „Ansprache“ und zwar bei der Arbeit und am Feierabend. Die Mitte war der Dorfplatz mit der Kirche, der Schule, dem Gasthaus. Arbeiten und Wohnen gehörten zusammen. Jeder kannte jeden, konnte ihn kontrollieren und – ihm helfen. Bekanntheit gehört zum dörflichen Leben. Daher die oft klagende Feststellung in den immer größer werdenden Orten: Man kennt die Leute nicht mehr, nicht die Kinder, die zur Kommunion, zur Konfirmation gehen. Das ist deswegen wichtig, weil die Sitte des Schenkens in der ländlichen Gemeinschaft noch gepflegt wird. Die urbanisierten Orte bewahren sich weitgehend Äußerungen dörflicher Nachbarschaft durch Teilnahme an den Zäsuren des Daseins wie Geburt, Hochzeit und Tod. Die Alten gehören noch weitgehend zur Familie, „es gehört sich“, die Sitte fordert die häusliche Gemeinschaft. Für Bewohner neuer Siedlungen ist dieses Grundverhalten nicht so selbstverständlich wie für Einheimische. Doch müssen mit den Zeichen nachbarschaftlicher Verbundenheit nur einige den Anfang wagen, dann wirken sie wie echte Nächstenliebe ansteckend. Auffallend ist das Dazugehörenwollen bei den Akademikern und Künstlern, die aufs Land ins neue Siedlungsgebiet ziehen.

In mandem Freizeitverhalten unterscheiden sich die Bewohner der Städte von denen der urbanisierten Dörfer. Städtische Gewohnheit zeigt sich etwa beim Schaufensterbummel, jüngst als eine der beliebtesten Freizeitbeschäfti-

gungen erkundet, beim Spazierengehen im Park auch an Werktagen, beim Besuch eines Cafés oder einer Weinstube während des Tages; der Gang über den Wochenmarkt ist vielen freudiges Bedürfnis. Wer auf dem Lande, auch in einem nicht mehr agrarisch bestimmten Ort, aufwuchs, dem werden auch als Stadtbewohner diese Gewohnheiten nicht zur Selbstverständlichkeit, während sie andererseits der wirkliche Städter auf dem Lande sehr vermißt. Selbst in den urbanisierten Orten können diese Bedürfnisse nicht befriedigt werden.

Im allgemeinen gilt jedoch: Das uralte Kulturgefälle Stadt – Land wird im urbanisierten Dorf ausgeglichen. Die Gegensätze werden immer mehr aufgehoben, Kontrasterlebnisse zwischen Dorf und Stadt seltener. Eine Gesellschaft wächst heran, die Integration ermöglicht, rascher als in der Stadt, jedoch nicht penetrant Eingliederung fordert wie das Dorf.

II.

Die allgemeinen Feststellungen seien an einigen fränkischen Beispielen verdeutlicht.

Der Urbanisierungsprozeß der Randgemeinden von Industriestädten verlief keineswegs überall gleich. Das Bauerndorf Hösbach (Landkreis Aschaffenburg), gegründet im 12. Jahrhundert, zählte 1785, vor dem Ende des Alten Reiches rund 600 Seelen, verdoppelte sich nach 45 Jahren, wuchs bis 1900 auf 2 300 Personen an. Der wirtschaftliche Aufstieg der Gründerjahre, die neuen Fabriken in Aschaffenburg brachten Zugang in die Gemeinde. 428 Arbeiter und Arbeiterinnen gingen (im ursprünglichen Wortsinn) zumeist in die Papierfabriken der 5 km entfernten Stadt, 68 fanden Beschäftigung im Ort selbst, vornehmlich in den Ziegeleien. Die Wandlung zum Arbeiterdorf mit ländlicher Grundstruktur vollzog sich bereits während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, 1960 war die Bevölkerung auf 5 700 angestiegen.

In den vergangenen 20 Jahren gewann der Ort immer stärker die Züge einer Stadtrandgemeinde. Das zeigt sich im neu erschlossenen Siedlungsland, in großzügigerem Wohnungsbau, im Aufblühen des ortsansässigen Gewerbes, in der Ansiedlung neuer Industrie, in Geschäften für den höheren Bedarf wie Blumenläden, Radio- und Fernsehgeräte, Juwelier, Antiquitäten. Arztpraxis und Apotheke bestehen seit Jahrzehnten. Hösbach war ein sog. Arbeiterdorf in den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts, der Ortsteil Hösbach-Bahnhof ein Industrieviertel. Die meisten Arbeiter des Dorfes besaßen noch einen Acker oder Garten oder hatten zumindest ein Erbrecht darauf. Bemerkenswert ist die Einstellung zum Hausbesitz in einem äußerlich und strukturell völlig verstädterten Ort, in dem es keinen einzigen Voll-Landwirtschaftsbetrieb mehr gibt. Ist ein Ehepaar mehr als 10 Jahre verheiratet und wohnt noch zur Miete, dann wird das kopfschüttelnd kritisiert: 10 Jahre verheiratet und haben's noch zu keinem Häuschen gebracht. Das müssen Verschwender sein, man spart für sein Haus, zumal die Eingessenen oft über Bauland verfügen.

Die Gebietsreform 1972 ließ Hösbach zur Großgemeinde von rund 7 000 auf 8 500 Einwohner anwachsen. Die bereits eingeleitete Entwicklung zum zentralen Ort zeigt sich im Sitz der Verbandsschule, der Sonderschule des Landkreises, der im Bau befindlichen Realschule und des in der

Planung fertigen Gymnasiums.

Zusammenfassend läßt sich festhalten: Hösbachs Entwicklung zum urbanisierten Dorf vollzog sich nicht sprunghaft, vielmehr kontinuierlich, meist als Spiegelbild der allgemeinen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Tendenzen: Bauerndorf, Arbeiterdorf mit ländlicher Grundstruktur und gesundem gewerblichen Mittelstand, heute eine städtähnliche Wohn- und Industriegemeinde. Von landwirtschaftlicher Arbeit allein lebt kein Bewohner mehr.

Ein zweites Beispiel: Im Landkreis Schweinfurt nimmt der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung immer mehr ab, trotz ertragreicher Böden. Durch lebhaftes Bautätigkeit erreichten Orte wie Oberwern oder Schonungen seit dem 2. Weltkrieg eine Verdoppelung der Häuser. Dr. Saffert nannte Dittelbrunn eine der sog. „Wohn- und Schlafgemeinden“, drei Viertel aller Erwerbstätigen arbeiten in Schweinfurt, 1939 waren es etwas mehr als die Hälfte. Immerhin gab es 1972 noch 12 Vollbauern, heute 10. Wie überall registrieren wir ein langsames Wachstum der Wohnbevölkerung durch die Jahrhunderte. 1861 gab es in Dittelbrunn 166 Einwohner, zur Jahrhundertwende 201, 1962: 1 456, in 2 Jahren von 1972 bis 1974 nahm es um 250 Einwohner zu. Heute sind 90 % der Berufstätigen Auspendler.

Die Gemeinde ist in das Liniennetz der Stadtnomibusse einbezogen, die Abwasserbeseitigung wurde gemeinsam mit der nahen Stadt gelöst. Die neuen Wohngebiete wuchsen mit Schweinfurt zusammen. In den 20er Jahren war Dittelbrunn noch Ausflugsort der Schweinfurter, die Stadt-Land-Polarität noch vollständig erhalten. Als größter Ort der Schweinfurter Rhön erhielt es durch den Sitz der Verbandsschule zentrale Funktion, die eine Apotheke und ein Edeka-Markt vervollständigen.

Als drittes Beispiel diene die Veränderung der Gemeinden im Knoblauchland um Nürnberg. Bis vor 10 Jahren bestimmten die charakteristischen Bauernhäuser mit tief herabreichenden Dächern und volutenverzerrten Giebeln das Bild der Dörfer. Der Unterschied zwischen beherrschender Siedlungsweise und der sich wandelnden Welt in der nahen Großstadt mit ihrem modernen Wiederaufbau war noch in den 60er Jahren besonders einprägsam. Die neue Entwicklung mit Rückgang der Landwirtschaft (auch auf fruchtbaren Böden) und dem Bau neuzeitlicher Siedlungen mit Eigenheimen und Punkthäusern veränderte in einem Jahrzehnt die jahrhundertalte bäuerliche Grundstruktur; aus Bauerndörfern wurden Wohn- und teilweise Gewerbesiedlungen. Auffallend ist jedoch die Bewahrung und Pflege des Dorfkernes, wie etwa in Kraftshof.

Über „Neue Siedlungsstrukturen im Großstadt-Umland“, bezogen auf die Doppelstädte Nürnberg-Fürth, legte Hartmut Beck 1972 eine Untersuchung vor. Er unterscheidet drei Arten von Neusiedlungen:

1. Orte mit ländlichem Gepräge, erhaltenem Dorfkern, neuer Randbebauung, kleinem Wohngebiet.
2. Zwischenform: Verdichtung der vorhandenen Bebauung durch Aufstockung und Ausbau älterer Häuser, neue Mehrfamilienhäuser oder Punkthäuser. Moderne Läden im Ortskern verändern den Grundcharakter.
3. Städtisches Gepräge: dichte, hohe Bebauung, Mehrfamilien- und Punkthäuser, Randsiedlungen, Eigentumswohnungen.

Von den insgesamt 35 neuen Siedlungen, die Hartmut Beck in seine Studie einbezog, dienen 22 vorwiegend dem Wohnen. Der individuelle Wunsch nach Eigentum wurde nur selten individuell erfüllt, allzu häufig in uniformer, eintöniger Gestalt verwirklicht.

III.

Was kann nun die Denkmalpflege in den urbanisierten Orten leisten?

Der Bund Deutscher Architekten konstatierte im Februar 1974 in einem Manifest: „Täglich wird unsere gebaute Umwelt häßlicher, trostloser, deprimierender. Täglich wächst das Unbehagen an monotonen Baukomplexen und Fassaden, an unpersönlichen Straßen, an gesichtslosen Städten.“ „Die wachsende Häßlichkeit unserer Städte“ war Thema eines Kongresses in Göttingen im Frühsommer des vergangenen Jahres. Beklagt wurde die „Zersiedlung, das Wuchern von Geschäftsbauten, die Langeweile öder Fassaden, das Überfluten durch Autoverkehr“.

Von gleichen Gefahren sind die Dörfer, insonderheit die Randgemeinden großer Städte bedroht. Der jahrhundertalte Kontrast Stadt-Land verführte die Dörfer schon immer, städtisches Leben und Gestalten nachzuahmen, im Positiven wie im Negativen. Man müßte also das Manifest der Architekten ergänzen: Täglich verlieren unsere urbanisierten Dörfer ihre Eigenart in der Kernsubstanz. Diese gilt es zu erhalten. Es wäre unverantwortbar, wenn in falsch verstandenem Streben nach Urbanität die letzten Reste der bäuerlichen Herkunft vernichtet würden. Große Städte bewahren sich die Zeugen ihrer Tradition; die Dorfkirche von Berlin-Dahlem ist dafür ebenso ein Beispiel wie Neu-Perlach, Münchens große Trabantenstadt. Der Oberbürgermeister, der selbst dort wohnt, betonte vor einem Jahr, daß es gelingen müsse, „überkommene Werte zu integrieren“ – und meint damit „vor allem den alten Dorfkern Perlach“, der neben den neuen Akzenten sichtbar bleiben soll. „Dorfschönheit neben der Retortenstadt“ überschrieb die Süddeutsche Zeitung am 7. 2. 1975 einen Artikel über die Bestrebungen, eben diesen Dorfkern der Münchner Entlastungsstadt Perlach zu erhalten. Bewahren der Identität, der Unverwechselbarkeit etwa des Dorfgangers fordern Architekten und Denkmalpfleger als Gegensatz und „ideale Ergänzung der neuen Bauquartiere“.

Was aber für die Stadt als wichtig erkannt wurde, muß auch für das Dorf gelten. Dessen Besonderheiten verdienen gleiche Respektierung, seine Eigenheit darf in Ballungsräumen nicht weggewischt werden. Auch ein Vorort von Industriezentren muß auf Bewahrung seines eigenen Kerns bedacht bleiben und nicht in falschem Minderwertigkeitsgefühl städtischer werden wollen als die Stadt. Das gilt für Siedlung und Bauweise wie für Sprache und Lebensgewohnheiten.

„Bauen im ländlichen Raum“ war das Thema einer Informationstagung der Bayerischen Architektenkammer am 23. 4. 1975 in Bamberg. Der Vorsitzende, Ernst Maria Lang, wies auf die gegenwärtig einschneidende Zäsur hin, die auf den Nenner gebracht werden kann: Weg von der großen Zahl, zurück zur Qualität. Helmut Gebhard, Inhaber des Lehrstuhls für ländliches Bauwesen an der Technischen Universität München, hielt den einleitenden Vortrag: Bauen im ländlichen Raum. Bei Neubauten kritisierte er vor allem die Verwendung von zu verschiedenartigen Materialien oder die „undisziplinierten Öffnungen“ der

kaum mehr von manchen Stadtvierteln.

Der Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Denk- und Verhaltensweisen soll nur kurz angedeutet werden. In „urbs“ und „hortus“ leben Idealvorstellungen weiter. Den paradiesischen Zustand siedelte die Menschenphantasie in einem Garten an, d. h. in einem schon kultivierten Landgebiet; in der biblischen Metapher von der „Stadt auf dem Berge“ gilt diese schon früh als Hochziel. Stadt – das bedeutete in der Vergangenheit Geborgenheit, Freiheit, Selbständigkeit, breiteres Berufsangebot, soziale Aufstiegschancen, höheres Sozialprestige, rascheres Teilhaben am Fortschritt, um einige allgemeine Züge der Urbanität zu nennen. Gleichzeitig ist festzustellen, daß diese positiven Kennzeichen weitgehend auch für das urbanisierte Dorf in verkehrsgünstiger Lage gelten.

Der Sozialpsychologe Alexander Mitscherlich nennt die Stadt den „Ort der Sicherheit, der Produktion, Befriedigung vieler Grundbedürfnisse, einen Nährboden menschlicher Bewußtseinsbildung“. Als Wesensmerkmale des Negativbildes konstatiert er: „Lieblosigkeit und Fremdheit“, „Ein Haufen Fremder gräbt sich in den Wohnungen ein“. Er klagt über „die Größenordnung moderner Städte, die die Züge des Individuums auslöscht“.²

Der Nürnberger Soziologe Gerhard Wurzbacher fragt: Wie human sind unsere Städte? Er sieht den Vorgang und den Begriff „Urbanisierung“ ambivalent. Als ein Beispiel dieser Doppelwertigkeit führt er an: „Trennung von Arbeitsplatz/ und Familienhaushalt läßt die moderne Kleinfamilie als private Intimgruppe und als Hauptträger individueller Freizeitgestaltung entstehen.“ Dieser Rückzug auf die private Sphäre bewirke andererseits mangelnde Verantwortung für die Gemeinschaft, das Engagement fehle, aus der Vereinzelung könne Verunsicherung und Einsamkeit erwachsen.³

Im Dorf waren die Beziehungen überschaubar, gleiche, ähnliche oder gar gemeinsame Tätigkeiten boten mehr Stoff zur „Ansprache“ und zwar bei der Arbeit und am Feierabend. Die Mitte war der Dorfplatz mit der Kirche, der Schule, dem Gasthaus. Arbeiten und Wohnen gehörten zusammen. Jeder kannte jeden, konnte ihn kontrollieren und – ihn helfen. Bekanntheit gehört zum dörflichen Leben. Daher die oft klagende Feststellung in den immer größer werdenden Orten: Man kennt die Leute nicht mehr, nicht die Kinder, die zur Kommunion, zur Konfirmation gehen. Das ist deswegen wichtig, weil die Sitte des Schenkens in der ländlichen Gemeinschaft noch gepflegt wird. Die urbanisierten Orte bewahren sich weitgehend Äußerungen dörflicher Nachbarschaft durch Teilnahme an den Zäsuren des Daseins wie Geburt, Hochzeit und Tod. Die Alten gehören noch weitgehend zur Familie, „es gehört sich“, die Sitte fordert die häusliche Gemeinschaft. Für Bewohner neuer Siedlungen ist dieses Grundverhalten nicht so selbstverständlich wie für Einheimische. Doch müssen mit den Zeichen nachbarschaftlicher Verbundenheit nur einige den Anfang wagen, dann wirken sie wie echte Nächstenliebe ansteckend. Auffallend ist das Dazugehörenwollen bei den Akademikern und Künstlern, die aufs Land ins neue Siedlungsgebiet ziehen.

In manchem Freizeitverhalten unterscheiden sich die Bewohner der Städte von denen der urbanisierten Dörfer. Städtische Gewohnheit zeigt sich etwa beim Schaufensterbummel, jüngst als eine der beliebtesten Freizeitbeschäfti-

gungen erkundet, beim Spazierengehen im Park auch an Werktagen, beim Besuch eines Cafés oder einer Weinstube während des Tages; der Gang über den Wochenmarkt ist vielen freudiges Bedürfnis. Wer auf dem Lande, auch in einem nicht mehr agrarisch bestimmten Ort, aufwuchs, dem werden auch als Stadtbewohner diese Gewohnheiten nicht zur Selbstverständlichkeit, während sie andererseits der wirkliche Städter auf dem Lande sehr vermißt. Selbst in den urbanisierten Orten können diese Bedürfnisse nicht befriedigt werden.

Im allgemeinen gilt jedoch: Das uralte Kulturgefälle Stadt – Land wird im urbanisierten Dorf ausgeglichen. Die Gegensätze werden immer mehr aufgehoben, Kontrasterlebnisse zwischen Dorf und Stadt seltener. Eine Gesellschaft wächst heran, die Integration ermöglicht, rascher als in der Stadt, jedoch nicht penetrant Eingliederung fordert wie das Dorf.

II.

Die allgemeinen Feststellungen seien an einigen fränkischen Beispielen verdeutlicht.

Der Urbanisierungsprozeß der Randgemeinden von Industriestädten verlief keineswegs überall gleich. Das Bauerndorf Hösbach (Landkreis Aschaffenburg), gegründet im 12. Jahrhundert, zählte 1785, vor dem Ende des Alten Reiches rund 600 Seelen, verdoppelte sich nach 45 Jahren, wuchs bis 1900 auf 2 300 Personen an. Der wirtschaftliche Aufstieg der Gründerjahre, die neuen Fabriken in Aschaffenburg brachten Zuzug in die Gemeinde. 428 Arbeiter und Arbeiterinnen gingen (im ursprünglichen Wortsinn) zumeist in die Papierfabriken der 5 km entfernten Stadt, 68 fanden Beschäftigung im Ort selbst, vornehmlich in den Ziegeleien. Die Wandlung zum Arbeiterdorf mit ländlicher Grundstruktur vollzog sich bereits während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, 1960 war die Bevölkerung auf 5 700 angestiegen.

In den vergangenen 20 Jahren gewann der Ort immer stärker die Züge einer Stadtrandgemeinde. Das zeigt sich im neu erschlossenen Siedlungsland, in großzügigerem Wohnungsbau, im Aufblühen des ortsansässigen Gewerbes, in der Ansiedlung neuer Industrie, in Geschäften für den höheren Bedarf wie Blumenläden, Radio- und Fernsehgeräte, Juwelier, Antiquitäten. Arztpraxis und Apotheke bestehen seit Jahrzehnten. Hösbach war ein sog. Arbeiterdorf in den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts, der Ortsteil Hösbach-Bahnhof ein Industrieviertel. Die meisten Arbeiter des Dorfes besaßen noch einen Acker oder Garten oder hatten zumindest ein Erbrecht darauf. Bemerkenswert ist die Einstellung zum Hausbesitz in einem äußerlich und strukturell völlig verstädterten Ort, in dem es keinen einzigen Voll-Landwirtschaftsbetrieb mehr gibt. Ist ein Ehepaar mehr als 10 Jahre verheiratet und wohnt noch zur Miete, dann wird das kopfschüttelnd kritisiert: 10 Jahre verheiratet und haben's noch zu keinem Häuschen gebracht. Das müssen Verschwendern sein, man spart für sein Haus, zumal die Eingessenen oft über Bauland verfügen.

Die Gebietsreform 1972 ließ Hösbach zur Großgemeinde von rund 7 000 auf 8 500 Einwohner anwachsen. Die bereits eingeleitete Entwicklung zum zentralen Ort zeigt sich im Sitz der Verbandsschule, der Sonderschule des Landkreises, der im Bau befindlichen Realschule und des in der

charakteristische Bauten, besonders einprägsame Naturgegebenheiten. Im Ausdruck Bekanntheitsgefühl erfassen wir die Doppelbedeutung von kognitiver und affektiver Zuwendung zur Umwelt, zu den Menschen und zu den Objekten, zu materiellen und immateriellen Werten. Solche geistig-seelischen Bekanntheitsgefühle in Handeln für die Heimat überzuführen obliegt allen Verantwortlichen. Erinnerungen zu schaffen durch festliche Ausgestaltungen von Ereignissen im Leben des einzelnen im Dasein von Gemeinschaften, Erhalten oder Initiieren von Bräuchen, sind Aufgaben der Familien, Bildungsinstitutionen, der Kirchen und der Vereine.

Verantwortungsvolle Heimatpflege dient dem Menschen, seiner materiellen und geistig-seelischen Existenz. Das Wort pflegen hat hier seine Grundbedeutung noch bewahrt: sich einer Sache, einer Person, der Verwirklichung eines Gedankens annehmen. Dies kann nur in Zusammenarbeit geleistet und nicht allein dem Staat überlassen werden. Daher können die Verdienste der Vereine für die Sozialisation im städtischen und ländlichen Bereich nicht hoch genug bewertet werden, zumal sie die ständischen und bildungsmäßigen Schranken glücklicherweise negieren. Aktivitäten im Vereinsleben, soziale Kontakte, in der Jugend geknüpft, reifen zu mitmenschlicher Verantwortung und bewahren oft im Alter vor totaler Vereinsamung.

Heimatpflege muß jedoch im urbanisierten Dorf nicht untrennbar mit dem Problem der Integration verbunden sein. Wer seine private Sphäre abschirmen möchte, kann sich dennoch für die Geschichte, für Denkmalpflege und gegenwärtige Probleme der Gemeinde interessieren. Das Kommunikationsbedürfnis der Menschen ist unterschiedlich, es soll weder negiert noch gefordert werden, Vorhandenes bedarf jedoch der Förderung.

Den Vereinigungen zur Heimatpflege obliegen hier aktuelle und zeitlos gültige Aufgaben: In Bürgerversammlungen oder eigenen „Heimatabenden“ wäre der Ort zu charakterisieren, seine eigene Geschichte darzustellen, sein Liedgut zu verbreiten, auf autochthone Eigenheiten ebenso zu verweisen wie auf den eventuellen typischen Wortschatz oder die Lautung der Neubürger. Zur Heimatpflege im sprachlichen Bereich gehört die Benennung von Straßen und Plätzen nach Flurnamen oder nach Persönlichkeiten, die sich Verdienste um den Ort erworben – und – die Erklärung der Namen, wie es z. B. vorbildlich in Schweinfurt oder Windsheim geschieht. Da wir schon seit Wilhelm von Humboldt wissen, daß unsere wahre Heimat die Sprache ist, sollten wir uns ihrer auch in der regionalen Färbung bedienen und Kindern die sprachliche Akklimatisierung nicht verwehren. Die alten Klagen: „der Dialekt stirbt aus“ sind nur teilweise berechtigt. Selbstverständlich verschwinden mit den Sachen viele Wörter, die Lautung bleibt weitgehend erhalten.

Seitdem der Begriff Heimat durch die Soziologie und Verhaltensforschung als „Territorialität“ neu entdeckt wurde, ist die Reflexion darüber auch wissenschaftlich neu belebt worden. Der Sozialpsychologe Alexander Mitscherlich weist in dem Abschnitt über Heimat in seinen „Thesen zur Stadt der Zukunft“ von 1971 auf die Heimat als „eine biologische Urgegebenheit“ hin, die auf die Tatsache zurückgehe, „daß jedes Lebewesen ein bestimmtes Territorium für seine Entwicklung braucht“, „Zur Heimat werden die Orte in der Welt, in denen das Risiko der Erkundung ... sich mit

dem Erlebnis der Sicherheit verbunden hat“. „Zonen der Geborgenheit und solche abenteuerlicher Fremdheit müssen erreichbar sein.“⁶

Das urbane Dorf in günstiger Verkehrslage gewährt Freiheit – größere als das Bauerndorf –, ermöglicht Bindung – leichter als die Großstadt. Wenn wir auf bewußte, die Tradition beachtende Gestaltung hinwirken, verstärkt der Einheimische seine Bindung und Neubürger finden Heimat im urbanisierten Dorf. Auch für dieses muß das Motto des europäischen Denkmalschutzjahres gelten: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit!

Literaturverzeichnis in Auswahl

- Bausinger – Braun – Schwedt
Neue Siedlungen, 2. Auflage Stuttgart 1963
- Beck, Hartmut
Neue Siedlungsstrukturen im Großstadt-Umland, aufgezeigt am Beispiel von Nürnberg-Fürth, Nürnberg 1972
- Brepohl, Wilhelm
Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet, Tübingen 1957
- Gerling, Walter
Probleme der Allgemeinen und Regionalen Geographie, Würzburg 1973. Darin IV. Die Verstädterung. Anmerkungen zu einem kulturgeographischen Problem S. 79–107
- Der Landkreis Schweinfurt
Bd. I, Herausgegeben vom Landkreis 1969
- Maier, Hans
Kunst und Zeit, in: Internationale Katholische Zeitschrift, Jg. 3/1974, S. 532–543
- Maier, Hans
Bayerische Denkmalpflege im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975. Rede des Bayerischen Staatsministers für Unterricht und Kultus, Prof. Dr. Hans Maier, Präsident des Deutschen Nationalkomitees für das Europäische Denkmalschutzjahr bei der Arbeits-tagung der Bayer. Heimatpfleger am 27. 7. 1974 in Bad Neustadt/Saale, in: Schöner Heimat Heft 4 1974, S. 593–598
- Maier, Hans
Damit unsere historischen Städte keine Museen werden, Schul-report 1974, Heft 6, S. 16/17
- Maier, Hans
Das Europäische Denkmalschutzjahr hat begonnen. Ansprache bei der Auftaktkundgebung des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 am 20. Januar 1975 in Bonn, in: Schöner Heimat, Heft 1 1975, S. 3–7
- Mitscherlich, Alexander
Thesen zur Stadt der Zukunft
suhkamp taschenbuch 10, Frankfurt am Main 1971